



Karin Bulland

ÜBERLEBEN
~~NICHT~~
ERWÜNSCHT

Meine Geschichte

BRUNNEN



Karin Bulland

*Überleben nicht
erwünscht*

Meine Geschichte

Die hier geschilderten Ereignisse sind meine persönliche Geschichte, wie ich sie erlebt habe. Zum Schutz der beteiligten Personen wurden die Namen geändert.

© 2016 Brunnen Verlag Gießen
Umschlagfoto: mauritius images/ès collection/Laurence Mouton
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: DTP Brunnen
ISBN Buch 978-3-7655-0971-1
ISBN E-Book 978-3-7655-7470-2

www.brunnen-verlag.de



Ich widme dieses Buch meiner Tochter Jacqueline,
die als Kind schlimme Demütigungen in mehreren
Kinderheimen und der Kinderpsychiatrie erleben musste.

Und den Opfern des politischen Missbrauchs der
Psychiatrie in der DDR, denen ich weit mehr Verständnis
und Hilfe in unserem wiedervereinten freien und
demokratischen Deutschland wünsche.

Beim Rat des Kreises

Seit Oktober 1982 war ich im Rat des Kreises, Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen, angestellt. Meine Aufgaben lagen im sozialen Bereich: für Pflegeheime, kinderreiche Familien, Schwerbehinderte und sozial schwache Bürger. In dieser Arbeit fand ich echte Erfüllung. Regelmäßig besuchte ich zu Dienstversammlungen die Pflegeheime und schaute dabei immer nach den neu aufgenommenen alten Menschen. Wie oft sahen mich dabei dankbare Augen an!

Die Bettenkapazität war äußerst gering. Wir hätten viel mehr Möglichkeiten gebraucht, um die alten Menschen aufzunehmen. Im Durchschnitt bekamen wir jeden Monat dreißig bis vierzig neue Anträge, aber es wurden selten mehr als fünf bis sieben Betten frei. Im Pflegeheim wird ja leider nur ein Platz frei, wenn ein Mensch stirbt. Doch etwa 1.200 Pflegeheimanträge lagen im Schrank. All diese Menschen warteten sehnsüchtig auf ein Bett. Es glich also einem Lottogewinn, einen Platz im Heim zu bekommen. Dementsprechend dankbar waren auch die Angehörigen, die in der Regel unbezahlt von der Arbeit freigestellt wurden, um die Pflege zu Hause zu sichern. Die Einkommen waren in der DDR sowieso sehr niedrig. Das zwang in der Regel auch die Ehefrauen, bis zur Rente zu arbeiten. Wenn dann wegen der Pflege der Angehörigen einer nicht arbeiten gehen konnte, bedeutete das nicht selten große Probleme für die Familien.

Monatlich tagte die geriatrische Kommission, bestehend aus Ärzten und Fürsorgerinnen. Alle Antragsteller wurden zu Hause besucht. Die Kommission schlug dann vor,

wer bevorzugt aufgenommen werden sollte. Schlussendlich musste ich durch meine Unterschrift festlegen, wer das nächste Bett bekam.

Das wäre alles machbar gewesen, wenn ich nicht eine Liste von der Parteikreisleitung bekommen hätte, mit den Namen „Verdienter Parteigenossen“, die ich zuerst aufnehmen sollte. So hatte ich ständig Differenzen mit den Ärzten und der SED-Kreisleitung.

Eine ganz besondere Situation werde ich nie vergessen. Auf der Dringlichkeitsliste der Kommission stand unter anderem ein Bäcker, der sein ganzes Arbeitsleben Brot gebacken hatte. Damals war die Bäckerei noch längst nicht so technisiert wie heute. Dieser Bäcker hatte die Brötchen auch für die „verdienten Parteigenossen“ gebacken! Aber was zählte das schon! Und da war noch ein alter Mann, der mal Lokführer auf der Dampflock war, der musste ebenso dringend im Heim aufgenommen werden. Der Lokführer hatte vierzig Jahre lang im Dreischichtsystem gearbeitet und Kohlen geschippt. Er und der Bäcker waren inzwischen bettlägerig geworden, mussten gefüttert und auch gewindelt werden. Angehörige hatten sie nicht. Der Winter stand vor der Tür. Wenn Nachbarn dort nicht geholfen hätten, dann wären beide wohl in ihrer Wohnung erfroren oder verhungert. Beide mussten also dringendst in ein Heim aufgenommen werden.

Die Partei wollte aber, dass ich einen Parteigenossen aufnahm, der zwar schon alt, aber noch einigermaßen rüstig war. Er ging noch jeden Tag zur Kaufhalle zum Einkaufen. Die Partei hatte allerdings mit ihm ein Problem, er trank viel Alkohol und war in der Öffentlichkeit oftmals sehr auffällig. Das war eine Schande für die Partei und deshalb sollte er aus der Öffentlichkeit verschwinden.

Von mir wurde verlangt, dass ich schnellstmöglich die Heimaufnahme für ihn unterschrieb.

Das tat ich aber nicht!

Ich rief in der Parteikreisleitung an, um mitzuteilen, dass ich diesen Mann vorerst nicht aufnehmen würde, weil zwei verdienstvolle Arbeiter gesundheitlich viel schlechter dran seien.

Da war am Telefon die Hölle los! Ich wurde angebrüllt, sodass ich nicht mal verstand, was da gebrüllt wurde. Was auch gut war, dadurch habe ich mich weniger aufgeregt. Als der Genosse am anderen Ende der Leitung mal Luft holte, sagte ich ihm, wenn mir Weisung erteilt werde, den Alkoholiker aufzunehmen, sei das gleichzeitig das Todesurteil für zwei verdienstvolle Arbeiter. Die Folge war eine Kritik vor der Parteigruppe, die identisch war mit den Kollegen meiner Abteilung. Das bedeutete auf gut Deutsch, dass ich seelisch und moralisch zusammengestaucht wurde.

Wer sich im Arbeiter- und Bauernstaat DDR ernsthaft für die Schwächsten der Gesellschaft einsetzte, bekam regelmäßig Ärger. Die Realität war ganz anders als die schönen Propagandareden, die öffentlich zu hören waren. Ich regte mich über solche Dinge fürchterlich auf. Denn das hatte nichts mit Gerechtigkeit zu tun.

Im sozialen Bereich gab es ständig schier unlösbare Probleme. Einmal kam Freitagnachmittag eine Frau zu mir und berichtete, dass sie in Berlin arbeite, ihre Eltern aber in unserer Stadt wohnten, in einem alten Mietshaus, wo die Toiletten im Treppenhaus waren. Der Holzbalken, auf den man sich dort setzte, war durchgebrochen und die betagten Eltern konnten nicht mehr auf Toilette gehen. Nun bat mich diese Frau dringend um Hilfe, und das am

Freitagnachmittag! Wo sollte ich da einen Handwerker herbekommen, der auch noch einen Holzbalken vorrätig hatte?! So etwas gab es normalerweise nicht in der DDR. Das waren ja eigentlich Kleinigkeiten, aber sie führten bei Handwerkern, Holzhandel und Ämtern zum Bluthochdruck. Jeder wollte helfen, aber jedem waren auch die Hände gebunden. Und dabei wollte man sich doch aufs Wochenende freuen. Schlussendlich fand ich keine andere Lösung, als den alten Leuten einen Toilettenstuhl liefern zu lassen.

[...]

Eines Tages kam der Kreisarzt und wollte einen Zustandsbericht der Pflegeheime, weil wir im neuen Fünfjahrplan eventuell ein neues Pflegeheim bekommen sollten. Diesen Bericht fertigte ich mit ganzer Genauigkeit an. Ich fügte sogar Fotos bei. Darauf sah man das Bad eines Heimes. Die Wanne verrostet und über der Wanne schwebte der Salpeter an der Decke. Es gab keinen Hubtisch oder andere Hilfsmittel, um die alten Menschen in die Wanne und wieder herauszubringen. Die Patienten mussten von den Schwestern an Armen und Beinen gepackt und in die Wanne gehoben werden. Immer öfter kam es vor, dass während des Badens von der Decke die Kalkfarbe ins Wasser der Wanne fiel, bis man eines Tages die Heimbewohner nicht mehr badete. So sahen die hygienischen Bedingungen aus.

Bautechnisch fotografierte ich auch ein Ehepaarzimmer. Das war eine Dachkammer mit schrägen Wänden und einem Dachfenster, wo eigentlich der Schornsteinfeger durchkrabbelte. Das Zimmer war nicht heizbar, also im Winter hundekalt. Der Kleiderschrank stand im Treppenhause, die Betten standen getrennt, weil es von der Decke

hereinregnete. Zwischen den Betten stand ein Eimer, mit dem das Regenwasser aufgefangen wurde. Zum Essen musste dieses Ehepaar eine Etage tiefer in den Speisesaal gehen. Das nannte sich Ehepaarzimmer für die Arbeiterklasse. Katastrophaler ging es nicht mehr.

Alles, was ich mir wünschte, war ein neues schönes Heim für alte Menschen. Dafür habe ich alles drangesetzt. Der Zustandsbericht wurde vom Kreisarzt zerrissen und mir vor die Füße geworfen. Ich sollte einen vernünftigen Bericht schreiben. Ich sammelte die zerrissenen Seiten auf und nahm sie behutsam an mich. Dann schrieb ich einen Bericht, der eher der Vorstellung des Kreisarztes entsprach als der Wahrheit. Aber er unterschrieb ihn und ich bekam gesagt: „Na also, Genossin Bulland, es geht doch. Beim nächsten Mal gleich so!“

Was der Kreisarzt nicht wusste: Ich brachte den ersten Bericht, den er zerrissen hatte, persönlich an die übergeordnete Stelle zu einer Person meines Vertrauens, einer Person, die dem Kreisarzt übergeordnet und weisungsbe-rechtigt war. Die Dinge nahmen ihren Lauf. Die nächste Kommunalwahl wurde vorbereitet und es hieß, dass der Kreisarzt nicht mehr für den Kreistag kandidieren sollte. Das bedeutete, dass er vom Amt des Kreisarztes entbunden werden sollte. Damit Sie das nicht falsch verstehen: Wenn jemand aufgrund von besonderen Vorkommnissen seines Amtes enthoben wurde, dann war diese Person für den Rest ihres Lebens gezeichnet.

Dazu kam es aber nicht.

An einem ganz gewöhnlichen Arbeitstag kamen zwei Männer mit dem Kreisarzt in mein Büro und erklärten mir, dass ich mich beruhigen solle. Man gab mir dafür eine Spritze. Ich sollte schnell noch meinen Schreibtisch auf-

räumen. Dann weiß ich nicht mehr, was geschah. Ich hatte wohl das Bewusstsein verloren.

Aufgewacht bin ich in der Psychiatrie.